

Figuren ausserhalb

Ein Gespräch mit der Schlossherrin und Künstlerin Chantal Michel
über die Inszenierungslust als Lebenskunstwerk



Frau Michel, Sie studierten Kunst an der Kunstakademie Karlsruhe, im Jahre 1994 begannen Sie Ihre Karriere als Künstlerin, Sie sind zweifache Kunststipendiatin und achtfache Preisträgerin. Seit Ihrer ersten Einzelausstellung im Jahre 1999 sind Sie in vielen europäischen Galerien vertreten, 2008 erschienen zwei Bände über Ihre bisherigen Arbeiten. Dieses Jahr bespielen Sie zum zweiten Mal das seit zwanzig Jahren verlassene 20-Zimmer-Schloss Kiesen bei Thun und leben auch dort. Mit eigenen Mitteln setzen Sie Ihr Werk, Ihre Videos, Fotografien und Installationen im gesamten Schloss in Szene, Sie arrangieren diese mit passendem Mobiliar, Sie schaffen eine in sich geschlossene Welt. Ihr Privatraum in diesem Schloss ist auch Ihr Kunst- und Ausstellungsraum.

Was bedeutet Kunst für Sie persönlich?

Kunst bedeutet für mich, Irritationen zu schaffen, um andere Sichtweisen zu zeigen. Kunst muss etwas auslösen, Kunst muss faszinieren, packen, eine sinnliche Ebene ansprechen. Von guter Kunst darf ich nicht loskommen, muss ich mehr haben, kann ich gar nicht genug kriegen wollen. Gute Kunst ist für mich, wenn es mir als Künstlerin ein Bedürfnis ist, etwas auszudrücken, in einer Sprache von Intensität und Kompromisslosigkeit. Gute Kunst muss eine Kraft haben, ehrlich und wahrhaftig sein. Dass ein Bild dem gängigen Trend entsprechen muss, dass man gigantische kostspielige Werke herzustellen hat, um in riesigen, sakralen Museen zu inszenieren, nur um zu beeindrucken, diese Vorstellung von Kunst finde ich falsch.

Was halten Sie für richtiger?

Die Menschen haben Angst vor Kunst. Sie haben Angst vor Museen und Galerien. Ich möchte ihnen diese Angst nehmen und sie sachte an die Kunst heranführen, indem ich ihnen einen schönen und menschlichen Rahmen biete. Die Besucher sollen meinen Rhabarberkuchen aus meinem Gärtchen essen, in Ruhe Kaffee trinken, an meinen Blumen riechen, Boccia spielen und den Park geniessen können. Ich habe schön gekleidetes Personal, in weissen Schürzen, davon sind die Ankömmlinge begeistert. Zum ersten Mal kommt ein sozialer Aspekt in meine Arbeit, ich koche und bin da für meine Gäste. Ich erlebe, wie einfach es ist, sie mit einem Lächeln in die Welt der Kunst einzuweihen.

In einigen Presseartikeln wie in der Berner Zeitung vom 18. Juni 2009 ist zu lesen, Sie wollten Besucher in eine Märchenwelt entführen. Welche Welt verlässt man, wenn man das Schloss betritt?

Mit dem Schritt durchs Tor des Schlossgebäudes verlassen die Besucher die Welt der Normen, Gesetze und Regeln, sie verlassen die Welt der Vorgaben, was sie tun und wie sie denken sollen. Es ist eine offene, magische Welt, in die man eintauchen und in der man alles hinter sich lassen kann.

Kommen Sie wirklich aus ohne Regeln, auch wenn Sie das Normale in Frage stellen? Sind nicht eigene Regeln auch Regeln?

Ich sehe meine Regeln eher als Möglichkeiten unter vielen anderen. Ich möchte, dass der Betrachter sich seinen eigenen Weg sucht und sich das herausnimmt, was ihn interessiert, auch dann, wenn es ganz einfache Dinge sind. Unsere heutige Welt ist künstlich aufgeladen und unfrei.

Wie befreien Sie als Künstlerin die Menschen von dieser künstlich aufgeladenen Welt?

Indem ich versuche, durch eine Atmosphäre oder durch eine Emotion den ursprünglichen, unbewussten Kern der Besucher aufzuwecken. Durch meine Kunst sollen sie das Tier oder das Kind in sich wiederfinden können. Der Ort spielt dabei eine wichtige Rolle. Die mystische, nicht alltägliche Umgebung hilft ihnen dabei.

Was macht einen solchen Ort aus, an dem sich Ihre Kunst entfalten kann?

Ich möchte den Menschen Geschichten erzählen, wie dort hinten unter den Zypressen, die Geschichte von George, eine fiktive Person. Dort steht ein rund 50 Jahre alter Militärfunkwagen. Eine Wolldecke,

viele Ansichtskarten aus aller Welt, geleerte Wein- und Bierflaschen, Konservenbüchsen und ein Radio deuten darauf hin, dass hier jemand hausen könnte, ein Messie, ein Müllsammler, ein Alkoholiker. Dieser Jemand, er heisst George, hat bereits viele Freunde, die ihm schreiben und die ihn sehen wollen. Im Winter wird es einen Apéro für George geben, und wir werden auf George trinken.

Wozu ist eine solche erfundene Geschichte gut?

Sie weckt Phantasien und macht Unmögliches möglich. Sie hilft loszulassen, kreativ zu denken und vielleicht lustiger und mutiger zu werden. Ich bringe George morgens Kaffee, manchmal kommen Besucher und fragen nach ihm, zuweilen erhält er Post oder warme Kleidung für den Winter. Ich mag Menschen und Dinge, die anders sind. Das Andersartige, eine fremde Logik anzuerkennen, ist schwierig. Das merke ich daran, dass Ausstellungsgegenstände laufend verändert werden. Eine der Skulpturen benötigt ein Tuch über die Augen gezogen bis fast zur Nasenspitze. Doch abends sitzt das Tuch immer wieder auf der Stirn mit freigelegten Augen. Dass dann jedoch der Gesichtsausdruck der Skulptur keinen Sinn mehr ergibt, legt eine Unbedarftheit offen gegenüber einem Phänomen, welches von vornherein nicht erkannt wird. In einem anderen Raum stelle ich Bücherstapel aus. In diesem Raum geht es um Flächen, Strukturen und Farben, deshalb sind die Bücher nach ihren rückseitigen Farbflächen angeordnet, doch regelmässig werden die Bücher umgedreht. Oder die den Raum verdunkelnden Vorhänge werden aufgezogen, bei einem Bett wird das zerknüllte Laken glatt gestrichen und so weiter.

Mir wird immer klarer, dass die Besucher viel öfter mit Dingen konfrontiert werden sollten, welche nicht ihrer eigenen Ordnung entsprechen. Denn womöglich stecken hinter solchen Beobachtungen neue Erkenntnisse.

In das Fremde und Bestehende nicht eingreifen wollen – wie machen Sie das selbst, wie erweitern Sie Ihre eigenen Grenzen?

Ich bemühe mich, fremde Dinge erstmal gelten zu lassen, auch wenn ich sie nicht verstehe. Ich strecke meine »Fühler« aus, wenn in mir eine Ahnung aufsteigt, es könnte etwas zu entdecken geben, was komisch ist oder irgendwie faszinierend. Manchmal mache ich selbst Dinge, die ich mit meinem Verstand nicht begreife und doch spüre ich, es ist richtig so. Ortsansässige sind zuweilen nur mit viel Geduld hierher ins Schloss zu bewegen. Wenn sie jedoch den Schritt geschafft haben, sind sie meist äusserst begeistert. In Museen und Galerien würden sie sowieso nie gehen. Übrigens fällt dies auch mir schwer. Solche Institutionen sind mir zu unpersönlich. Doch hier kann ich die Menschen da abholen, wo sie sind.

Sie haben das gesamte Schloss neu eingerichtet und belebt. In den Zimmern gibt es keine Spuren von Bewohnern, sondern jeder Raum erhält eine eigene Stimmung durch Ihre Inszenierungen, Installationen, Foto- und Videoarbeiten. Das gesamte Schloss wirkt wie ein Konglomerat aus wunderlichen Verwirrungen. Wie wichtig ist dieses Schloss, dieser spezielle Ort für Ihre Kunst?

Räume sind zentral in meiner Arbeit. So zentral wie mein Körper selbst. Würde das eine fehlen, könnte ich nicht arbeiten. Kunst und Ort verschmelzen zum Gesamtkunstwerk, und das ist mir wichtig. Hier im Schloss taucht man mit Haut und Haar in ein riesiges Lebenskunstwerk ein, wird eingefangen durch verschiedene Medien und zweifelt immer wieder an seiner eigenen Wahrnehmung. Die Räume sind labyrinthartig geöffnet. Man betritt ein Zimmer, recht klein und unscheinbar, und kann es durch eine winzige, niedrige Hintertür wieder verlassen. Dahinter öffnet sich eine vollkommen neue Welt, ein Riesensalon, und man ist von der Grösse und Pracht dieses Raumes überwältigt. Dahinter geht es immer so weiter, und es nimmt kein Ende. Im eigenen Erstaunen beginnt man, an der Realität zu zweifeln. Wie im Traum. Es kommen Spiegel und Doppelungen ins Spiel, ganze Räume werden durch deren Symmetrie ein zweites Mal erlebbar.

In jedem Zimmer soll ein anderes Erlebnis ermöglicht werden. Die Schlossausstellung spricht verschiedene Sinne an, es gibt zu riechen, zu hören. Temperaturen spielen eine Rolle. Man wird entführt in eine Weltinterpretation, in der alles ein bisschen verkehrt ist. Obwohl draussen noch Sommer ist, sieht es hier drinnen schon nach Weihnachten aus. Die Fenster sind verschlossen, es ist dunkel, man verliert die Orientierung und verirrt sich, die Dinge wechseln von gross zu klein, neben einem winzigen Figürchen steht eine Figur mit einem Riesengesicht, mal ist es unheimlich, mal lustig. Und wenn ein Besucher gerührt ist, mit Tränen in den Augen, empfinde ich das eigentlich als das Schönste, was einer Künstlerin passieren kann.

Um aber nochmals auf Ihre Frage zurückzukommen, ob Kunst überall stattfinden kann: Zentral ist nicht der Ort, sondern das Werk. Ich habe hier das Glück, dass ich Ort, Werk und mein Leben als Künstlerin zu einem Gesamten zusammen bringen kann. Zum ersten Mal fühle ich mich komplett. Grenzen verwischen, Kunst

und Privates verschmelzen zu Einem. Ich bin, was ich tue, und ich tue, was ich bin. Das Wichtigste, was es braucht, um gute Kunst zu machen, ist Hartnäckigkeit, Intensität, Leidenschaft und ein unglaublicher Ehrgeiz. Ja, und es braucht im Grunde noch sehr viel mehr.

Sie lassen durchklingen, dass Ihnen viele Aktivitäten hier im Schloss ein vielseitiges Kunstverständnis abverlangen. Wie gewichten und unterscheiden Sie den Einsatz dieser ganz unterschiedlichen Medien wie Video, Foto und Performance?

Ich erforsche den Raum, indem ich mich auf ihn einlasse, ihn erkunde, erlebe und verkörpere. Dafür benötige ich verschiedene

Medien. Für jede Aussage braucht es ein bestimmtes Medium. Die Performances sind statisch, ich stehe nicht gerne im Mittelpunkt, ich entfliehe der grossen Masse, indem ich mich auf eine Kirchturmspitze stelle, da fühle ich mich wohl. Die Videos hingegen sind aktiv. Ich sehe mich während der Aufnahme selbst im Monitor, es ist ein unmittelbares Reagieren auf den Moment, auf das, was ich sehe. Alles ist kontrollierbar, jedes kleinste Detail ist veränderbar.

Ihre Inszenierungen werden gerne anders gelesen, als »selbstverliebte Eigendarstellungen«.

Ich kenne diesen Vorwurf. Aber ich entwickle Figuren ausserhalb von mir. Es ist das Suchen und Finden einer Anderen. Der Ausdruck mit dem Körper hat mich schon immer fasziniert. Bei einer Tänzerin würde man nie behaupten, sie sei vor dem Spiegel im Tanzstudio in sich verliebt, denn sie überprüft und verfeinert ihre Bewegungen und ihren Ausdruck. Kunst ist für mich etwas bewusst Gemachtes, etwas Bewusstgemachtes.

»Kunst ist für mich etwas bewusst Gemachtes, etwas Bewusstgemachtes.«

»Zum ersten Mal fühle ich mich komplett. Grenzen verwischen, Kunst und Privates verschmelzen zu Einem. Ich bin, was ich tue, und ich tue, was ich bin.«

www.chantalnichel.ch

Chantal Michel, geboren 1968 in Bern, von 1989–1993 Studium an der Schule für Gestaltung in Bern, Fachklasse für Keramik; 1994–98 Kunstakademie Karlsruhe bei Harald Klingelhöller. Ausserdem Unterricht in klassischem Ballett und Ausbildung zur Floristin. Ab 1997 entstehen erste Videoarbeiten, ab 1999 auch Performances. Daraus entwickeln sich Zyklen grossformatiger Fotografien. 2002 realisiert Chantal Michel (zusammen mit Katja Schenker) für das Seedamm Kulturzentrum eine Gartengestaltung auf der Ufenau als saisonal befristetes Garten- und Landschaftsprojekt. 2008 erscheint eine zweibändige Werkdokumentation zu Arbeiten aus den Jahren 1997 bis 2007. Chantal Michel lebt in Thun.



»Ich versuche, durch eine Atmosphäre oder durch eine Emotion den ursprünglichen, unbewussten Kern der Besucher aufzuwecken.«